

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1890-1891)

Artikel: Der Dämonenkultus im Süden Indiens
Autor: Stolz, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092502>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Dämonenkultus im Süden Indiens.

Vortrag von C. Stolz.

Indien ist uns zwar nicht mehr das Wunderland im Sinne früherer Jahrhunderte, aber auch heute noch, nachdem es in allen Richtungen durchforscht ist, bleibt es ein wunderbares Land voll greller Gegensätze und Widersprüche im Natur- und Menschenleben.

Diese Gegensätze treten uns namentlich auf religiösem Gebiet entgegen, wo die scheinbar unvereinbarsten Dinge ruhig nebeneinander bestehen können. Alles mögliche, selbst Tiere (z. B. die Cobra), Pflanzen (Ocimum, Asoca), Flüsse (Gangā, Kavēri), Handwerkszeug erhält göttliche Verehrung, nur nicht der lebendige Gott. Theoretisch freilich sind die Götzen nur Vehikel der unsichtbaren Gottheit, aber praktisch bedeuten sie eben dem Volk die Götter, oder richtiger gesagt, die Fetische, d. h. Dinge, die in sich selbst übernatürliche Kraft haben. Dem Gebildeten dagegen ist der Pantheismus der Einschlag in den Zettel des Polytheismus, und der wird dann freilich einen Unterschied machen zwischen Bild und Wesen, ohne sich darüber zu grämen, dass eben dieses Wesen, das Bramh, die Weltseele, in welches alles Sichtbare zurückkehren soll, etwas recht Unfassbares, ein grosses Nichts ist.

Wir dürfen nicht übersehen, dass die Hindubevölkerung keine einheitliche ist, sondern in drei klar zu unterscheidende Bestandteile zerfällt, deren Wechselwirkung auch auf religiösem Boden sich geltend gemacht hat. Wann und woher die erste Einwanderung nach Hindustan geschah, entzieht sich aller geschichtlichen Klarstellung; wir wissen nur, dass die zweite, arische Einwanderung diese Völkerschaften, die auf einer sehr niedrigen Entwicklungsstufe standen, vorgefunden und im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende politisch und geistig unterjocht hat, bis durch die dritte, mohammedanische Invasion wenigstens die politische Macht der Arier gebrochen wurde.

Diese Urvölker, im Unterschied von den Ariern Drāvidas genannt, huldigten einem Dämonendienst, ähnlich dem afrikanischen

Fetischwesen, dem Schamanismus Sibiriens und der Religion der Indianer Amerikas. Mit dem Vordringen der Arier, die eine im Vergleich mit diesem finsternen Kultus sonnige Religion hatten, mussten die beiden Systeme sich notwendig auseinandersetzen, und man muss sagen, dass aus dem langen Ringen um die geistige Herrschaft die Arier zwar als Sieger hervorgingen, aber mit so ungeheurem Schaden für ihr eigenes religiöses Leben, dass kaum jemals ein Sieg so teuer erkauft worden ist. Wenn je der Beweis geliefert wurde, dass es nicht nur eine Gemeinheit, sondern auch eine Unklugheit ist, eine Ueberzeugung aus taktischen Gründen zu opfern und Konzessionen an die Unwahrheit zu machen, so ist es hier geschehen. Im Norden des Landes, wo die Arier in grösserer Zahl und wuchtiger auftreten konnten, ist allerdings der Dämonendienst scheinbar verschwunden, d. h. er ist so mit arischem Firniss überzogen, dass er nicht mehr als solcher erscheint. Anders im Süden, wo nicht mehr numerische, sondern nur geistige Ueberlegenheit den ungleichen Kampf entscheiden musste. Offenbar war die bewusste oder unbewusste Losung der Arier: Herrschaft um jeden Preis! Und da sie weder die dämonenfürchtenden Ureinwohner auszurotten, noch ihre Religion geistig zu überwinden vermochten, so haben sie diese einfach in ihr System eingegliedert, d. h. mit ihren Göttern in Beziehung gebracht. Dass bei einer so unreinen Verbindung beide Teile sittlich verlieren mussten, ist einleuchtend, und es ist z. B. Tatsache, dass jetzt die arischen Stämme kaum weniger von der Bhutenfurcht geplagt sind, als die Drāvidas, auf welche sie hochmütig herabsehen. Auf diese saubere Kartellbrüderschaft dürfte, wie Dr. Germann meint, das Dichterwort passen: „Kaum habt ihr mich je verstanden, selten auch verstand ich euch, doch wenn wir im Dreck uns fanden, so verstanden wir uns gleich.“

Sehen wir uns nun diese Religion der Furcht etwas näher an. Wie sie bei den Ureinwohnern ursprünglich gestaltet war, können wir nicht mehr genau wissen. Vermutlich war es eine Art Ahnen- oder Heroendienst, ähnlich dem noch jetzt in China bestehenden, aber es sind durch die fruchtbare Phantasie des Hinduismus jedenfalls neue Elemente hineingekommen.

Während die alte vedische Religion die Gegenstände ihrer Verehrung in den lichten Himmelsräumen sucht*), anerkennen zwar die Dämonendiener einen Gott und Schöpfer der Welt, verehren ihn

*) Der Sanscritname für Gott stammt aus der Wurzel div = Licht.

aber nicht, weil er nach ihrer Meinung zu weit weg und ihnen unerreichbar ist. Naiv drücken das die Kols aus, welche die Geister Bonga, Gott aber Singbonga, den Sonnengeist, heissen. Von diesem sagen sie: „Singbonga im Himmel ist allmächtig, aber er ist zu weit weg.“ Dafür dienen sie untergeordneten, geschaffenen Wesen, um sich vor Schaden zu schützen, denn diese sind alle mehr oder weniger darauf bedacht, den Menschen zu plagen. Allerdings kennt auch die altindische Literatur, besonders die Märchen, eine Menge Rākshasas, riesige gefräßige Unholde, aber diese werden nicht verehrt, sondern bekämpft.

Der Dämonendienst ist die Religion der niederen Völkerschaften nicht nur Indiens, sondern auch anderer Teile Asiens. In Indien hat sie ihre Hauptsitze auf Ceylon, in Barma, an der Koromandel- und Malabarküste, in Tinevely, im südlichen Mahrattagebiete, und namentlich unter allen Bergstämmen, wie den Konds, Santhali und Kols. Die grosse Mehrzahl der Einwohner des Landes ist von der Wiege bis zum Grabe, resp. dem Verbrennungsplatze, das Opfer einer Art Geisteskrankheit, die man Dämonophobie heissen könnte. Sie sind verfolgt und bedrückt durch eine beständige Furcht vor Dämonen und sind fest überzeugt, dass böse Geister aller Arten, von gefräßigen Unholden bis zu mutwilligen Elfen, beständig darauf aus sind, sie zu schädigen, zu beunruhigen, zu quälen, und Epidemie, Hungersnot, Krankheit und anderes Unglück zu verursachen, jedes gute Werk zu hindern, zu schädigen und zu verderben. So tiefgewurzelt ist die Furcht vor bösen Geistern in den unteren Klassen, dass in manchen indischen Dörfern keine Haustüre nach Süden angebracht werden darf, aus Furcht, dass den Dämonen der Eingang erleichtert werden könnte.

Die schon berührte Anknüpfung des Dämonenkultus an das indische Religionssystem geschah in der Person Shiva's, der namentlich in Südindien seine Verehrer hat und der s. Z. in Reaktion gegen den Buddhismus zum persönlichen Gott erhoben wurde. Er ist herausgewachsen aus dem vedischen Rudra, dem brüllenden heulenden Gott des Windes, Vater der Sturmgeister (Maruts), seines Zeichens Bogenschütze, Jäger und Arzt. Shiva¹⁾ heisst der Gnädige, Gütige. Sein Sitz ist in Keilāsa im Himālaya, wesshalb er auch Girīsha (Bergherr) heisst. Andere Namen sind: Ishwara²⁾, Sarva-dēvēsha³⁾. Früher war der Norden, besonders Kashmir, der Sitz

¹⁾ sh = das palatale s, j = dscha (Quetschlaut), ch = tscha. — ²⁾ Herr.
— ³⁾ Herr aller Götter.

seiner Verehrung. Später wurde Hara (der Nehmer, Entreisser) mit ihm verbunden, so dass er nun Beides ist, der Gott der Schöpfung — wie dies im Linga¹⁾, dem Symbol Shiva's, angedeutet ist — und der Gott der Zerstörung. Bewaffnet ist er mit dem Dreizack (trīshūla) und einem Netz, zum Zeichen seiner Herrschaft über die Tiere. Sein Kopfschmuck ist der Mond²⁾, seine Halskette besteht aus einer Reihe Menschenschädel. Seine Frau heisst Pārvati (Bergtochter), auch Durga, Kāli (die Schwarze; daher der Name Kālighat oder Calcutta), Haimāvati, Uma, Bairāvi, Mahādēvi. Schön kann man sie nicht gerade heissen. Sie ist schwarz, hat vier Arme, in einer Hand eine Waffe, in der andern den abgeschlagenen Kopf eines Riesen. Als Ohrgehänge trägt sie die Körper zweier Erschlagenen, die Halskette besteht aus Schädeln, ihre Bekleidung aus einem Gürtel von Menschenhänden. Die Augen sind rot, die Brust mit Blut beschmiert, die Zunge heraushängend. Mit einem Fuss steht sie auf dem Körper Shiva's. Das ging so zu: Nach dem Sieg über die Riesen tanzte sie vor Vergnügen so wütend, dass die Erde erbebt. Die Götter erschrecken und baten Shiva, ihr Einhalt zu tun. Seine bessere Hälfte war aber so aufgeregt, dass sie nicht auf ihn hörte. Damit nun die Erde nicht in Stücke gehe, legte sich Shiva unter die Erschlagenen. Pārvati tanzte fort, bis sie ihren Mann liegen sah. Aus Ueberraschung streckte sie die Zunge heraus, die bis auf den heutigen Tag heraushängt.

Ich habe diese Probe indischer Mythologie etwas ausführlicher mitgeteilt, um zu zeigen, welch bodenloser Unsinn da produziert worden ist. Immerhin ist diese Geschichte noch verhältnismässig anständig, während vielen ein so unbeschreiblicher Schmutz anhängt, dass sie in halbwegs anständiger Gesellschaft nicht wiedergegeben werden können. Das ist namentlich der Fall bei der Entstehungsgeschichte Ayenārs³⁾, dem wir später wieder begegnen werden, sowie in einigen Versionen über die Entstehung Ganapati's, eines Sohnes Shiva's, der als das Haupt der Dämonen angesehen wird. Man muss gestehen, dass es der indischen Phantasie gelungen ist, die neidischen, tückischen, unheilstiftenden Dämonen am richtigen Ende anzuknüpfen und in entsprechende Gesellschaft einzuführen.

Ganapati oder Ganēsha⁴⁾ oder Vighnēshwara⁵⁾ ist nach der unschuldigsten Tradition aus dem schmutzigen Waschwasser der Pār-

1) Phallus. — 2) Daher der Name Chandrashēkara. — 3) Der erlauchte Herr, auch Hariharāputra genannt. — 4) Herr der Haufen. — 5) Herr der Hindernisse.

vati entstanden. Aus Versehen hieb ihm Shiva mit seinem Dreizaack den Kopf ab, worauf ihm ein Elephantenkopf aufgesetzt wurde. Da er als Vielfrass einmal des Guten zuviel getan hatte und ihm der Magen zerplatzte, hat er sich mit einer Schlange umwunden. Sein Reittier ist eine Ratte. Dieser Gott spielt in Indien eine sehr grosse Rolle. Als Herr der Hindernisse wird er von Allen angerufen, die solche beseitigt sehen möchten, namentlich ist er der Liebling der Schulknaben und der Literaten, die jedes Buch mit der Anrufung: „shri Ganēshaya namaḥ“ oder „namaḥ Ganēshaya Vighnēshwaraya“ beginnen, denn sie nehmen in aller Bescheidenheit an, dass wenn das Werk misslinge, daran nicht ihre Dummheit, sondern böse Einflüsse von aussen Schuld seien. Auch die Kaufleute sind sehr ergebene Diener Ganēshas, fangen ihre Geschäftsbücher und Briefe mit seiner Anrufung an und stellen sein Bild über den Eingang des Ladens. Namentlich erwarten von ihm die Schulbuben, dass das Lernen ihnen leicht gemacht werde. Zu seinen Ehren werden Mahlzeiten veranstaltet, wobei es gilt, es ihm an Leistungsfähigkeit möglichst gleich zu tun. Es kommt hie und da vor, dass bei solchen Anlässen sich Einer den Tod holt, und routinirte Brahmanen bedienen sich daher einer Schnur, um den Leibesumfang von Zeit zu Zeit zu messen, wobei sie aus Erfahrung wissen, wie viel es leiden mag.

Das ist also das Haupt der Dämonen. Diese selbst zerfallen theoretisch in vier Klassen: die Gana, Bhūten, Prēta (Gespenster) und Pishāchi (Teufel), im Tamillande Pēigal geheissen.

Als Shiva einmal seinen Zopf schüttelte, entstanden aus dem Staub 32,000, nach andern 64,000 Gana (Haufen), deren Anführer Ganapati ist. Diese plagen die Menschen nicht, fressen aber das Fleisch der Leichen und freuen sich daher, wenn Menschen durch Krieg und Seuchen umkommen. Ihre Lieblingsplätze sind Wälder, Schlachtfelder und Begräbnisplätze. Sichtbar sind sie nicht. Diese Sorte fällt also für uns ausser Betracht, weil im Bewusstsein des Volkes nur die drei anderen Klassen, allerdings nicht in genauer Auseinanderhaltung, leben. Die Grenzen von einer Klasse zur andern sind so fliessend, dass man fast nur von Bhūten reden hört. Wir wollen daher zuerst die weniger berühmten etwas ansehen.

Die Prēta oder Gespenster sind die Geister der Menschen, die vorzeitig gestorben sind und daher in die Gewalt böser Mächte verfallen, während die rechtzeitig Verstorbenen von den Boten des Todesgottes Yama vor diesen gebracht werden, um ihr Urteil zu empfangen. Die Guten gehen in den Himmel (Swarga), während

die Bösen in eine der 21 Höllen mit je 400,000 Gefängnissen verwiesen werden.

Diese Prēta nun sind nichts weniger als harmlose Klopfgeister; sie können nicht nur die Menschen schrecken, sondern ihnen allerhand Schaden tun und namentlich Unfrieden, Hass und Unordnung in den Familien anrichten, den Wohlstand untergraben und die Leute zum Bösen verführen.

Nach dem Garudapurāna haben Aussicht, Prētas zu werden, einmal die frühzeitig Verstorbenen, dann allerlei Sünder wie Säufer, Diebe, Kuh- und Brahmanentöter, Ehebrecher, solche, die Mutter, Tochter, Weib oder Schwieger böswillig verlassen, anvertrautes Gut umbringen, die Freundschaft brechen, Vertrauen missbrauchen, Brunnen, Gärten, Tempel, Bäume schädigen, Ortssitten ändern und namentlich Alle, die gegen die väterliche Religion verstossen. Dasselbe Los trifft aber auch Unglückliche, die durch Feuer, Sturz, Wasser, Vieh, Gift, Schwert, Pocken und andere Seuchen, Selbstmord, wilde Tiere oder eine fallende Mauer ums Leben kommen, natürlich auch die Dummen. Wir sehen aus diesem, übrigens nicht vollständigen Register, dass das Gewissen auch dem Heiden sagt, was er nicht tun sollte. Bezeichnend ist für den Ursprung dieser Anschauungen, dass Schädigung der Brahmanen und religiöse Neuerungen immer als die schwersten Verschuldungen erscheinen.

Dieser Gespensterglaube wird hie und da in eigentümlicher Weise ausgebeutet. So kann eine störrige Frau erklären, die Geister lassen ihr im Hause ihres Mannes keine Ruhe, um in ihr elterliches Haus zurückzukehren.

Im Mahrattagebiete rächte sich umgekehrt ein Brahmane an seiner Frau, mit der er im Streit lebte, indem er auf eine Pilgerfahrt nach Benares ging. Von einem Orte unterwegs liess er seinen Tod in die Heimat melden, wo dann Totenfeierlichkeiten veranstaltet, die Frau ihres Schmuckes beraubt und kahl rasirt wurde. Der Mann setzte seinen Weg fort, kam ein Jahr nach seiner Abreise zurück und zeigte sich seiner Frau, die natürlich furchtbar erschreckt, weil sie einen Geist zu sehen meinte. Bis die andern Hausbewohner zur Stelle waren, war das Gespenst spurlos verschwunden. Der Mann unternahm eine zweite Pilgerfahrt nach Rāmēshwara und kehrte abermals nach einem Jahr zurück, diesmal nicht als Geist, sondern mit Haut und Haar. Die Verwandten, die mittlerweile ein Bhūtenbett im Hause aufgestellt hatten, schafften dasselbe schleunig weg und lachten über ihre Leichtgläubigkeit.

Man vergegenwärtige sich den Schatten, den dieser Glaube über das ohnehin dunkle Todestal wirft. Nicht nur bei Lebzeiten, sondern bis über das Grab hinaus in die Gewalt der Bhūten zu geraten und unter Umständen, wie eines der Shastras sagt, so lange in diesem Zustande verharren zu müssen, als Himmel und Erde bestehen, ist ein schrecklicher Gedanke. Aber auch für die Ueberlebenden hat die Sache ihre fatale Seite. Eine zweite Frau fürchtet sich vor der Rache der verstorbenen ersten, Kinder vor den Eltern, und wer bis an's Ende in der Schlechtigkeit beharrt, wird jedenfalls nach dem Tode fortfahren, seine frühere Umgebung zu plagen. Und wer kann schliesslich wissen, ob er rechtzeitig stirbt und in der unsichtbaren Welt nicht von bösen Mächten in Beschlag genommen wird?

Unter den Prētaplagen stehen neben Krankheit an Menschen und Vieh, Unfruchtbarkeit, Hass und anderen Leidenschaften auch Streit und Aufruhr. Es kommt vor, dass, wie die Leute meinen, die Prēta aus den Lebenden herausreden, was namentlich in schwereren Krankheiten, wo die Stimme sich aus ganz natürlichen Ursachen verändert, angenommen wird. Es folgt dann gewöhnlich ein peinliches Verhör des Kranken, um herauszubringen, womit er diese Besessenheit verschuldet habe, bis er schliesslich, um Ruhe zu bekommen, Alles zugibt, was man ihm unterschiebt. Auch kommt es vor, dass eine solche Besessenheit simulirt wird, was durch geschickte Kreuz- und Querfragen an den Geist herausgebracht werden kann.

Die Pishāchi oder Teufel werden an der Westküste als Geister schlechter Menschen betrachtet, die sich auf Wegen und in wüsten Orten aufhalten und ihre Untaten fortsetzen. Sie können sich in Wind, Feuer und auf andere Weise bemerklich machen. Je nach Abstammung gibt es also Brahmanenteufel, Türkenteufel etc. Sie erhalten oft ein grosses Ansehen. Ein in Trichinopoly gehängter Räuber wurde ein so populärer Teufel, dass die Kinder nach ihm genannt wurden. Ein Milchmann, den der Tiger gefressen hatte, wurde als solcher verehrt, an einem andern Orte ein Töpfer, der in der ganzen Gegend gefürchtet war. Selbst Europäern kann diese Ehre widerfahren. Ein britischer Offizier, Capt. Pole, der 1809 in Travancore gefallen ist, erhält Opfertgaben von Schnaps und Cigarren, ebenso der tollkühne Reiterführer Oberst Nicholson im Norden, der schon bei Lebzeiten Versuche, in ihm ein übernatürliches Wesen zu verehren, mit der Reitpeitsche von sich abwehren musste. Stirbt eine Wöchnerin innerhalb 14 Tagen nach ihrer Niederkunft, so wird sie in dämonischer Weise junge Mütter zu schädigen suchen.

Im Tamillande werden die Teufel abgebildet als schwarze, scheussliche, fliegende Wesen mit dürrer Leibe, hungrig und durstig. Ueber ihren Ursprung sind die Meinungen verschieden. Während die Einen sie für ursprünglich gute Wesen halten, die zur Strafe für grosse Untaten von Gott auf die Erde verstoßen wurden, sagen Andere, dass Gott sie dem Menschen zur Strafe so geschaffen habe, denn nach der Anschauung des Hindu kommt Beides, das Gute und das Böse, von Gott. Diese Pishāchas hätten also die Aufgabe, die Sünder nicht nur in diesem Leben, sondern auch nach dem Tode zu quälen, resp. ihnen Gesellschaft zu leisten, bis sie in die Hölle verstoßen werden, wo sie den Teufeln Dienst tun müssen. Unter den Pishāchas sind solche, die den Menschen besitzen, Andere, die ihn zum Bösen verführen. Davon kennt das Tamilvolk eine ganze Reihe, z. B. der Kalahapēi (Aufrührteufel), Kapālipēi (der Hurenteufel), Dyūtapēi (Spieleufel), einen Unzuchts-, Unachtsamkeits-, List-, Lügen-, Verstellungs-, Vexir-, Laster-, Geldgeiz-, Sauergesichts-, Falschheits-, Hass-, Bosheits-, Mord-, Neid-, Seiltanz-, Eitelkeits-, Sauf-Teufel und a. m. Dann Tag- und Nachtteufel, Morgen-, Mittag- und Nachmittags-Teufel, wieder solche, die an besondern Orten, wie an Teichen, in Wäldern, in der Küche, in Dorngebüschchen, in Milchbäumen, in Städten, auf Feldern, ihr Wesen treiben, Andere, die Narrheit, Krämpfe, Zittern, Lähmung, Bewusstlosigkeit verursachen. Besondere Berühmtheit haben erlangt: Mādan, der Kuhähnliche, Chūla Mādan, der Feuerofenteufel, Kumili-Mādan, der Wellenteufel, Nītscha-Mādan, der gemeine Teufel, Chudala-Mādan, der von Shiva besondere Vorrechte erhalten haben soll, Mallan, der Grosse, Kutti Sātan, der Kleine, Malai-Sātan, der Bergteufel, Pi-Sātan, der Dreckteufel, Pūnantindri, der Leichenfresser.

Während im Süden der Halbinsel, also speziell unter den Tamulen, mehr von Pishāchas, als von Bhūten geredet wird, sind letztere im Tululande (S. Canara), das vermöge seiner geographischen und sprachlichen Abgeschlossenheit die alten Traditionen vielleicht unveränderter bewahrt hat, die Hauptpersonen, und Manches, was im Süden den Teufeln zugeschrieben wird, kommt hier auf das Kerbholz der Bhūten. Der Name selbst stammt aus dem Sanskrit und bedeutet ein Wesen, ein Seiendes. Wir haben es hier vermutlich mit einem alten Heroenkultus zu tun, der durch allerlei Zutaten bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde, um ihn den Zwecken der Brahmanen brauchbarer zu machen. Grund zu dieser Annahme bietet der Umstand, dass bei Festlichkeiten Schwert, Bogen und Pfeil, Eber, Büffel

und Tiger eine grosse Rolle spielen. Es mögen vielleicht in alter Zeit kühne Jäger, die das Land von schädlichen Tieren gesäubert haben, nach ihrem Tode verehrt worden sein. Sind sie daneben gewalttätige, tyrannische Leute gewesen, so hat sich von selbst auch die Furcht der Verehrung beigesellt und die Teufel und Bhūten wären fertig. Selbstverständlich gab es immer wieder „gewaltige Leute“, die die Zahl der gefürchteten Geister vermehrten. Und um ja keinen Mangel entstehen zu lassen, kam die blühende arische Phantasie dem etwas langsameren Denkvermögen der Drāvidas zu Hülfe und bevölkerte Himmel und Erde mit Legionen böser Geister, teils Menschengestern, teils gefallener Wesen, die ursprünglich zum Dienst der Gottheit bestimmt waren. Im Volksglauben besteht jedoch ihr Unterschied nur in grösserer oder geringerer Bösartigkeit.

Ueber den Ursprung der Bhūten berichtet der Skandapurāna, Shiva habe einen Kriegszug gegen den Riesen Sūra unternehmen wollen, und Brahma gebeten, dass er dafür so viele Bhūten erschaffen solle, als auf 1000 Meilen Raum stehen können. Das geschah. Unter Anführung von Shivas Sohn Subramanya und 9 Generälen und in Begleitung von 100,000 Helden zog das Heer aus. Der von ihm aufgewirbelte Staub vertrocknete aber die sieben Meere und verdunkelte Sonne und Mond. Der Meer-König beklagte sich bei Subramanya, und es wurde befohlen, dass sämtliche Mannschaft Wasser lassen solle, wodurch die Meere sich wieder füllten. Die Bhūten gingen voraus, brauchten die Berge als Schleudersteine, sengten, brannten und hausten grausam. Schliesslich fanden die Götter, dass die Welt durch diesen Krieg zu Schanden gehen müsste und bewogen Shiva zum Rückzug nach Keilāsa. Auf dem Wege entstand eine Unordnung im Heer, sodass ein Teil in voller Auflösung dort ankam. Diese Truppen wurden nun auf die Erde verwiesen.

Nach einer andern Darstellung erschien eines Tages der ganze Haufe der Bhūten vor Shiva, verneigte sich und sprach: „Grosser Gott, Du hast uns geschaffen, aber wir sind so hungrig und durstig, dass wir es nicht länger ertragen, gib uns zu essen.“ Hierauf verwies sie Shiva auf die Erde, um die sündigen Menschen zu plagen und sich von ihnen ernähren zu lassen. Auf die Frage, wie sie diese Sünder erkennen sollen, sagte er, er wolle denselben Krankheit und andere Plagen schicken, dann werden sie die Priester, Zauberer und Astrologen fragen, was zu tun sei, und durch diese werden sie ihre Nahrung finden.

Dem Tuluman gilt nun diese unheimliche Sippe als die Dienerschaft Gottes, mit der er sich abfinden kann, während für ihn Gott selbst zu weit weg ist. Die Bhūten leben auf Bäumen, oder lauern in schattigen Hinterhalten, oder wandern hin und her. Einzelne begnügen sich, die Leute zu schrecken, so etwa durch Feuer (d. h. das Irrlicht), oder durch Sitzen auf die Brust (Alpdrücken), oder im Wirbelwind. Andere haben Macht, plötzlich zu tödten und plötzlich gesund zu machen. Ein Neuer, Orkalkata, verursacht böse Träume, Krankheit, Schwindsucht, und sucht namentlich diejenigen, die den Bhütendienst vernachlässigen, mit Plagen an Menschen und Vieh heim. Sie sind meist blutdurstig, rachsüchtig und grausam.

Einige sind zu Anfang des Kaliyuga aus dem Pāndya-Reich im Süden gekommen, Andere über die Ghāts von Osten, wieder Andere zur Zeit Vikramādityas aus der Gegend von Benares. In Canara haben sie ihre Mittelpunkte in Subramanya, Dharmasthala und Mūdabidri, von wo aus sie ihre Herrschaft ausdehnten. Besonders mächtig sind Annappa in Dharmasthala und Kudumandaya in Shivapur. Gefährlich sind die Wanderbhūten, die vermitteltst unterworfenen Menschengeister an mehreren Orten zugleich sein können, und die, wie unsere grossen Spitzbuben, verschiedene Namen führen. So heisst Kudumandaya in Benares Khadgabeirava oder Gangākumāra, Dschārandaya = Nīlakantha oder Kālabheira; Dschumādi heisst in Tirpati Kenjurāma u. s. w. Andere bekannte Namen sind Rāvana, Khadgarāvana, Bahirāvana, Dēvate, Raktēshwari, Bapparya, Maisandaia, Handirāvuta oder Panchurli, Abbege, Dārege, Kōtechinnaieru, Nīchanu, Kamberlu. Der Oberste heisst Seitāna, der auch gewaltige Bhūten als Unteroffiziere hat. Einige der genannten Namen gehören früheren Menschen an, die zur Strafe für ihre Untaten Bhūten geworden sind. So waren Abbege und Dārege zwei zanksüchtige Bantweiber, die sich gegenseitig umbrachten, auch ein schlimmer Muselman ist darunter. Es gibt also männliche und weibliche Bhūten, Panchurli wird dagegen in Gestalt eines Schweins dargestellt, Maisandaia in der eines Büffels, wieder einer erscheint als Tiger, auch Hähne gibt's unter ihnen.

Stätten des Bhütendienstes sind kleine Tempelchen, Garudi genannt, deren jedes Dorf wenigstens eines hat, aber auch Erdhaufen mit weissen und roten Streifen unter einem schattigen Baume, etwa einem heiligen Feigenbaum. Selbst Steine können dem Bhūten geheiligt sein, und es ist z. B. sehr wahrscheinlich, dass die h. Kaaba in Mecca, das Ziel der Sehnsucht aller frommen Moslim, vor Mohammeds

Zeit nichts anderes war, als ein solcher Bhūtenstein, dessen Verehrung man dann ein anderes Mäntelchen umgehängt hat. Aber auch in jedem Hause ist eine dem Bhūten geweihte Stelle — ein Bett für ihn oder wenigstens unter dem Dache ein Korb mit der metallenen Figur eines Menschen, Büffels, Tigers, Schweines oder Hahns, und mit Opfergaben, die je und je eingelegt werden. Bei der Ausnahme eines solchen Nestes, dem ich beizuwohnen Gelegenheit hatte, befanden sich im Korbe eine männliche und weibliche Figur, Kleider, Reis und Geld im Betrage von ca. 40 Fr. Die Hausbewohner, die mit dieser Plünderung ihren Uebertritt zum Christentum erklärten, standen noch so unter dem Banne der Furcht, dass sie nicht gewagt hätten, selbst Hand an das bisherige Heiligtum zu legen, sondern dazu Christen requirirten, denen nach der Ansicht der Heiden die Bhūten nichts anhaben können. Immerhin nahmen sie dann die ausgenommenen Gegenstände gerne in Empfang, mit Ausnahme der Bhūtenfiguren, die ich behielt.

Entsprechend dem Charakter der Bhūten geht es bei dem Dienst derselben nicht ohne blutige Opfer ab. Vor den Garudis werden besonders graue Schweine, schwarze Ziegen, Böcke, Schafe, schwarze Hühner, auch Büffel geschlachtet und das Blut über den Opferstein gegossen, so dass eine solche Stätte oft schon von Weitem sich dem Geruchssinn zu erkennen gibt. Nicht selten wird auch das Blut von den Opfernden getrunken. Auch gekochter Reis und Arak dienen als Opfergaben.

Die eigentliche Domäne des Bhuten sind die Krankheiten. Zwar kann nichts wichtiges im Hause unternommen werden, ohne ihn zu bedenken. Bei Geburten und Todesfällen, bei Säen und Ernten und sonst bei jedem wichtigen häuslichen Ereignis muss dem Bhūten Tribut bezahlt werden, aber vor Allem ist Krankheitszeit seine Erntezeit. Was so ein Kranker von Aerzten resp. Quacksalbern, Priestern, Zauberern und Astrologen zu erdulden hat, übersteigt alle Begriffe. Die Arzneien sind meist so stark und werden in solchen Quantitäten verabreicht, dass auch der beste Magen sich dagegen aufzulehnen Grund hätte. Zudem enthalten sie nicht selten eckelhafte Zutaten, wie Urin von Menschen und Tieren, die unter Anwendung von Zaubersprüchen beigemischt sind. Dann kommt der Priester, um die Krankheitsursache festzustellen. Auf dem Boden sitzend, legt der geriebene Gauner die Muscheln, fragt die Leute in die Kreuz und Quer aus, bis er endlich sein Orakel abgeben kann. Unterstützt wird er dabei durch ein geübtes Gedächtnis und seine mehr als

gewöhnliche Kenntniss der Privatverhältnisse seiner Umgebung. Auf die Frage, ob der Kranke gesund werde, hat er immer eine Antwort, die aber in so diplomatischen Ausdrücken gefasst ist, dass der Bhūta jedenfalls Recht behält. Redet der Kranke irre, so wird Besessenheit durch den Bhūten angenommen und dieser unter allerlei Versprechungen gebeten, den Kranken zu verlassen. Geht er dann nicht, so werden die Kranken oft grausamer Behandlung ausgesetzt, um den Geist aus ihnen zu vertreiben. Da geht oft Ehre, Vermögen und Leben verloren, nach dem Sprüchwort: Die Maus hat er gefürchtet und ist in den Rachen des Tigers gefallen. Die Priester sind oft ganz ungebildete, des Lesens unkundige Leute, auf die das Sprüchwort passt: Ein kleiner Kopf, ein grosser Turban; aber das Aussaugen ihrer Klienten verstehen sie meisterhaft. Zwar lässt der Bhūta auch mit sich markten, besonders wenn er seinen guten Tag hat, und in Voraussicht auf solche Begehren wird die Taxe gern etwas hoch geschraubt. So wurde ein armer Pächter in Kanara zu 125 Rupies verknurrt für einen vom Bhūten zu leistenden Dienst; der Mann aber bat um Nachlass, da er zu arm sei, um soviel aufzubringen. Dann hiess es 100, später 75 und da der Mann merkte, dass der Bhūta seinen guten Tag habe, fuhr er fort mit Markten und Betteln, bis die Geduld des Priesters erschöpft war und die Sache mit einer Rupie abgemacht wurde, die aber jedes Jahr wieder bezahlt werden musste. Wird es auf die kostspieligen Opfer und Ceremonien oder die getanen Gelübde hin besser, so hat der Bhūta das Vergehen des Kranken verziehen, wird es nicht besser, so ist bei den Ceremonien irgend ein Fehler vorgekommen und der Schwindel kann von Neuem losgehen. Darüber ist schon dem Einen und Andern die Geduld ausgegangen, so dass er den Bhūten und dem Priester geflucht hat, aber diese Tapferkeit hält meist nicht lange Stand, wenn nicht ein völliges Lossagen vom Heidentum damit verbunden ist.

Das Schönste ist, dass die Priester es sich's gewissermassen noch als ein Verdienst anrechnen, wenn sie zur Beruhigung des Kranken ihr Possenspiel treiben und herauszubringen suchen, ob der Grund der Krankheit an Menschen oder Vieh in Unterlassung des Bhūtendienstes oder in einer Verunreinigung oder im Blutdurst und der Grausamkeit des Bhūten liege; die Leute wollen ja, dass etwas getan werde; oder auf deutsch: die Leute wollen betrogen sein, ergo betrügen wir sie.

Unzertrennlich mit dem Bhütendienst verbunden sind Zauberei und Wahrsagerei, d. h. die Astrologie. Dazu gehört ferner der Tanz

der Priester und das Besessenwerden durch den Bhūten. Uebrigens kann Jedermann, Mann oder Weib, als Teufelstänzer auftreten. Sie werden in ein phantastisches, mit Schellen besetztes Gewand gekleidet, nachdem sie den Tag über gefastet haben und schwach geworden sind. Die begleitende Musik ist zuerst sanft und langsam, der Tänzer steht still oder bewegt sich langsam in dumpfem Schweigen. Allmählig mit der Musik wachsen auch seine Bewegungen. Bisweilen wird nun mit Tränken nachgeholfen, auch etwa mit dem Blut der Opfertiere. Scheinbar verwundet er sich mit seinem Schwert, wie es s. Z. die Baalspaffen wirklich getan haben. Plötzlich kommt Leben in ihn. Er beginnt seinen mit Schellen besetzten Messingstab zu schwenken und in schnellem, wildem und unregelmässigem Schritt zu tanzen. Dann scheint etwas über ihn zu kommen; er schnauft, sieht starr, macht wahnsinnige Sprünge und verdreht den Kopf. Der Bhūta hat von ihm Besitz genommen unter dem Beifallsjauchzen der Zuschauer. Nun kommt, wer ein Anliegen hat, oder über Gegenwärtiges und Zukünftiges Auskunft begehrt, und richtet seine Fragen und Bitten an den Bhūten, der als göttliches Wesen verehrt wird. Es ist ungemein schwierig, zu entscheiden, wie weit hier der Betrug der Tanzenden geht, denn Einzelne behaupten, vom Augenblick des Besessenwerdens an das eigene Bewusstsein zu verlieren und lediglich das Organ des Bhūten zu sein.

Mit den Bhūtenplagen, die, wie die Leute erklären, oft unerträglich sind, ist aber das Register der Unannehmlichkeiten eines Heiden nicht erschöpft. Da ist z. B. der böse Blick, der fruchtbare Felder verwüsten und sonst Unheil anrichten kann, und den man durch Aufstellen von bemalten Töpfen und anderen Vogelscheuchen abzulenken sucht. Wie oft sah ich die Leute erschrecken, wenn ich mit besonderem Interesse irgend einen schönen Baum oder ein Feld betrachtete, oder meine Freude über das gute Aussehen eines Kindes aussprach. Uebrigens darf man ja auch bei uns nicht überall eine Sache besprechen, weil die Leute in gleicher heidnischer Furcht leben, dass dadurch Schaden angerichtet werde.

Gegen alle diese bösen Gewalten sucht nun der Heide sich zu schützen. Vom Opfer haben wir bereits gehört. Als persönlichen Schutz werden Amulette angehängt, oder ein eiserner Ring an einen Finger getan, eine Citrone im Turban getragen, Zahn oder Klaue des Tigers in Gold, Silber oder Messing gefasst, an Hüfte oder Hals befestigt, in einer goldenen, silbernen oder messingenen Hülse ein beschriebenes Blechstück an einem glücklichen Tage, Sonntag oder

Dienstag, um den Leib oder am Arm angebracht. Ferner werden Mantra oder Zaubersprüche angewendet, trotz des spottenden Sprichworts: „Wird die Mango durch einen Zauberspruch herunterfallen?“ Namentlich soll der Zauberspruch „Chandipati“ kräftig sein und die Bhūten, bösen Geister, Teufel, Halbgötter und Riesen vertreiben. Zur Tilgung der Sünde dient sodann das Hersagen des Gāyatrī, eines berühmten Vēdaverses¹⁾, und wenn das Andere nicht helfen will, so hilft das Anrufen „Nārāyana's!“ Also auch hier das richtige Gefühl, dass bei Gott allein Hülfe sei — aber diese Erkenntnis dringt nicht durch all den Wust hindurch.

Besonders im Tamillande florirt als Schutzwehr gegen die Teufelsplage der Kultus des Ayenār, eines Bruders von Ganapati, resp. eines Sohnes von Wishnu und Shiva, einer ausserordentlich schmierigen Persönlichkeit, die von den Brahmanen den Bhütendienern freundlichst überlassen wurde. Dieser Ayenār²⁾ ist der Schutzgott der Bauern, der ihre Felder und Vorräte behütet und die Dämonen, die Krankheit, Unfruchtbarkeit und andere Kalamitäten verursachen, vertreibt. Seine Tempel stehen immer ausserhalb der Dörfer und dabei stehen gewöhnlich eine Auswahl thönerner Pferde, auf welchen er Nachts seine Rundritte macht. Wehe dem, der bei solchen Ritten seinen Weg kreuzt. Er riskirt, für einen Bhūten gehalten und erschlagen zu werden. Jedermann vermeidet es daher, Nachts in die Nähe der Ayenār-Tempel zu gehen. Eigentümlich ist, dass in diesen Tempeln entweder Brahmanen oder Schudras Priester sein können, je nachdem dies bei der Gründung bestimmt wurde. Natürlich beteiligen sich dann die Brahmanen nicht an den Tieropfern, sondern überlassen diesen Teil den Schudras. Sie beschränken sich auf Trank-, Speis- und Rauchopfer und den damit zusammenhängenden Ceremonien und Gebetsformeln.

Ferner wird der Dienst der Ammen (Mütter) schwunghaft betrieben, die auch Gārmmadēvatas heissen. Es sind Ellamma, Māriamma, Ankāamma, Bhadrakali, Pidāri, Chāmunda, Durga, Pūranai und Pudkāli.³⁾ Diese neun Schutzgöttinnen, von denen eine mit Shivas Frau Pārvati identisch ist, geniessen grosse Achtung, weil sie Bhūten, Pocken und andere Plagen abhalten können. Ob

1) Dessen Sinn ungefähr ist: „Lasset uns andächtig nachdenken über die erhabene Herrlichkeit des Belebbers. Möge er unsere Sinne erleuchten.“

2) Vielleicht identisch mit Mallāri, der im Mahratta-Lande unter dem Namen Kaulh Khāndīrao als Vertilger der Scharen böser Geister verehrt wird.

3) Diese beiden letzteren Weiber Ayenār's, nach Ziegenbalg's Genealogie der Malabarischen Götter (geschrieben 1713, herausgegeben von Dr. Germann, Madras, 1867).

ursprünglich nur Pārvāti als solche Schutzgöttin verehrt, und die andern nur provinziale Umgestaltungen derselben sind, und in welchem Verhältnis dieselben zum brahmanischen System stehen, ist ein noch nicht abgeklärtes religionsgeschichtliches Problem, von dessen Lösung glücklicherweise keines Menschen Wohl und Weh abhängt.

Wir können hiemit von dieser erlauchten Gesellschaft Abschied nehmen mit herzlichem Dank dafür, dass wir Besseres wissen und einen Gott kennen, der unser ganzes Vertrauen und unsere völlige Hingabe verdient.

Plauderei über Ostafrika.

Von Ch. J. Z.

Im Juni vergangenen Jahres wurde der deutsch-englische Vertrag über Ostafrika veröffentlicht, ein Abkommen, welches namentlich jedem Deutschen eine bittere Enttäuschung verursachen musste, nicht nur solchen, welche am Anbeginn der Kolonialbewegung in Ostafrika mit Leib und Leben für ihr Vaterland tätig waren.

Es war im Jahre 1882, als sich in Zanzibar das Kriegsschiff „Herta“ auf der Rhede zeigte — seit zehn Jahren das erste deutsche Kriegsschiff. Damals lagen in Deutschland kolonialpolitische Gedanken noch in tiefster Stille, höchstens von einigen mehr oder minder hellen oder schwärmerischen Köpfen waren Zukunftspläne geträumt. Doch wäre der Zeitpunkt für ein solches Unternehmen ein verfrühter gewesen. Wiederum vergingen mehrere Jahre, bis sich die deutsche Kriegsflagge in den Gewässern Zanzibar's zeigte; diesmal war es ein stolzes Geschwader von sieben seetüchtigen Schiffen, welches im Jahre 1885 den ersten deutschen Berufs- und Generalkonsul in Zanzibar feierlich in sein Amt einführte. Es hatte zugleich unter dem schneidigen Admiral Knorr den Befehl, bei dem damals regierenden Sultan Sayd Bargash Deutschlands Wünschen nachdrücklich Gehör zu verschaffen.

Im Dezember 1884 waren unter den wenigen Passagieren, die der monatliche Postdampfer zu bringen pflegte, vier Deutsche angekommen — angeblich um dem afrikanischen Jagdvergnügen zu leben. Im tiefsten Geheimnis betrieb der Leiter dieser „Jagdgesellschaft“, welcher sich damals Mr. Johnson nannte, den Aufbruch einer kleinen Karawane nach dem ostafrikanischen Festlande, Zanzibar gegenüber.